

Vor zehn Jahren: drei Menschen am Wasserturmplatz. Lynn ist Praktikantin in einem Architekturbüro und lernt das, was sie in ihrer Studie zu Sanierungsgebieten in Berlin erarbeitet hat, am eigenen Leibe kennen. Donata hingegen ist alleinerziehende Mutter und Redakteurin einer Gewerkschaftszeitung, sie muss sich durchbeißen – und aufsteigen. Ihr Ex-Freund, der Schriftsteller Otti, will dagegen an die Traditionen der Poeten des Prenzlauer Bergs anknüpfen und arbeitet an widerständigen Zeitschriftenprojekten. Stone wiederum hat sich von allen abgewandt, er will den Niedergang seines Kiezes nicht miterleben und zieht nach Neukölln – doch auch da holt ihn die Umwälzung der Stadtlandschaft ein.

Enno Stahl zeigt in seinem großen Roman »Sanierungsgebiete«, wie die Gentrifizierung den Menschen zunehmend die Partizipation am urbanen Leben versagt. Und wie sie die Kieze selbst verändert, wenn nicht verödet. Dies tut er als Erzähler, doch in die Geschichten seiner Figuren bettet er immer wieder historische Exkurse, Statistiken und Interviews mit realen Menschen ein, die die Umwandlung ihrer Straßen erleben mussten. So komponiert er ein mitreißendes vielstimmiges Konzert, das schließlich der Stadt selbst eine Stimme verleiht.

Enno Stahl, geboren 1962, lebt in Neuss. Herausgeber von etwa »Popliteraturgeschichte(n)« oder dem »Karl Otten Lesebuch«. Zahlreiche Stipendien und Preise. 2004 erschien sein Roman »PAC AMARU HECTOR«. Im Verbrecher Verlag erschienen außerdem die Romane »Diese Seelen« und »Winkler, Werber«, »Spätkirchens«, sowie der Essayband »Diskurspogo. Über Literatur und Gesellschaft«. Mit Ingar Solty gab er den Band »Richtige Literatur im Falschen? Schriftsteller – Kapitalismus – Kritik« heraus. 2019 erscheint außerdem im Alfred Kröner Verlag sein Essay »Die Sprache der Neuen Rechten. Populistische Rhetorik und Strategien«.

ENNO STAHL

SANIERUNGS- GEBIETE

ROMAN

VERBRECHER VERLAG

Gefördert durch Arbeitsstipendien der Filmstiftung NRW, des Ministeriums für Kinder, Jugend, Familie, Kultur und Sport des Landes NRW und der Stiftung Literatur – begründet von Dieter Lattmann. www.stiftung-literatur.de

**Für Kiki
Für Siri**

Erste Auflage
Verbrecher Verlag Berlin 2019
www.verbrecherei.de

© Verbrecher Verlag 2019

Einband: Christian Walter
Satz: Laura Jacobi
Druck: CPI Clausen & Bosse, Leck

ISBN: 978-3-95732-405-4

Printed in Germany

I. TEIL

I

Sssssssirrrrrrennnnde, silberhelle Delfinschnauze des ICE Heinrich Böll, Delfin Heinrich Böll verdrängt eistrockene Luft, die Luft Brandenburgs. Delfinschnauze, silberhell mit Sonnenamuletten, und windschnell, am Rande büscheln Birken, der Sand, der lichte Grund der sandigen Mark, und der Himmel steht so hoch, aus eisigem Blau gegossen, so ein Quadrathimmel, so ein umgekehrtes Terrarium das Ganze, in dem der ICE Heinrich Böll und die Birken und der Sand und die Felder und die paar Dorfflecken und die starren, gott- und autoverlassenen Straßen und die Menschen alle, die man nicht sieht, die Menschen und das alles – die Dekoration sind ... ICE Heinrich Böll, Raketenwurm, rast über versehrte, ausgelaugte, wasserarme Böden, vorbei an diesen ehemaligen LPG-Höfen, in Konkurs gegangenen Betrieben, geschleiften Gewerbehallen, Ruinen von Betrieben, Brandmauern von Betrieben, Ruinen von Ansiedlungen, tote, unbelebte Gegend, von ihren Bewohnern keine Spur, wenn es denn Bewohner geben sollte ...

Der Zug eilt der Hauptstadt zu, einer Hauptstadt im Sand, die Landschaft macht freundliche Miene, sie lockt mit Pappeln in kleinen Reihen, Pappelpartien mit Mistelkletten, dann mit einem Waldstück mit Eichen, Kiefern auch. Dieses flache Land in Staubgrau und Blattbraun, ein Maler bräuchte keine anderen Töne. Halt, hier kommt Grün, hier kommt Bauernland, hier kommt Landwirtschaft und Zivilisation, die Äcker sind sauber geharkt, und jetzt sogar Windräder, sehr viele Windräder, Energie für den Osten, Energie für Berlin. Selten ein schmuckes Gehöft hineingeworfen, winzige Oasen. Doch jetzt: Berlin-Spandau, eine Fabrik, aus deren Kühltürmen zäher Rauch

quillt, eine gibt es noch in Berlin, eine Fabrik, und Schrebergärten, vereinzelt. Media Markt. Eine weitere Fabrik, eine Krähe steht in der Luft wie festgefroren, Vorortbahnhöfe, Messe-Süd, Charlottenburg, der alte Funkturm, längst ausgedientes Wahrzeichen, Herbstlaub, Kanal links, die Häuser auf Stelzen, und der Zug erst recht. Durchgrüner Beton, Graffiti, überall Graffiti, auf den Lärmschutzwänden rollt rauschend ein Farbfilm ab, Gedächtniskirche, Opernwerbung im XXL-Format, kleine Statuetten auf einem Hausabsatz, Heiligenfiguren direkt in Kopfhöhe, mit denen hätte man nicht gerechnet, so was Katholisches, Gläubiges, im steinernen Herzen Preußens. Nun wieder ein Aufbruch, Baustellen, Schneisen, meine Damen und Herren, in wenigen Minuten erreichen wir, und übers weit gestreckte Gelände neumodische Quader gestreut, der Reichstag mit dieser Glaskuppel, Berlin Hauptbahnhof, Ausstieg in Fahrtrichtung links, ein paar Menschen verlieren sich im Regierungsterrain, dies das Zentrum des Geschehens, das Zentrum des Landes, des Staates, man sieht das nicht, und weiter der Zug, schlüpft unters Dach jetzt, die Stahl-Glas-Röhre, Kernspintomograph Hauptbahnhof, alles aussteigen, alles, was nicht in den Osten will, aussteigen ...

Otti Wieland läuft die Straße entlang, die Rykestraße, seine Straße, in der er seit all den Jahren wohnt, lebt, arbeitet, die Straße, die er seit all den Jahren kaum je verlässt. Er bewegt sich wenig, sein Leben spielt sich hauptsächlich in seiner Wohnung ab, denn, je weiter man sich wegbewegt, so Otti, desto größer die Gefahr, dass man ungenau wird. Er schaut auf, schickt seinen Blick in die Höhe, zu den Traufen der Mietskasernen und dann noch weiter, in den weißlichen Himmel, der nach Westen in graue Moirés übergeht. Der Himmel über Berlin, Thema von Filmen, ein ums andere Mal ist er bedichtet worden und endlos viele Bilder mag es geben, Aquarelle von Experten wie von Dilettanten, der Himmel über Berlin wird von Webcams ins Netz

übertragen und von Meteorologen gewissenhaft studiert. Heute, wie eigentlich immer, steht er kilometerhoch über den Häusern, die selbst fünf bis sechs Stockwerke aufragen, sich ihm dunkel und stabil entgegenstemmen, vertraut für Wieland und doch fremd, weil die Fremde ihn umgibt, ihm beständig folgt, und er selbst sich fremd ist, fremd den Menschen und ihren Verrichtungen, nicht ihrer Vergangenheit, doch ihrer Gegenwart und Zukunft.

Ottis Vergangenheit ist die Zeit vor dem Mauerfall, Zeit des alten Systems, in der vieles besser gewesen ist, weil es einfacher schien, weil die Fronten ausgemacht waren und das Leben möglich. Auch heute ist das Leben möglich, doch es ist schwerer geworden, die Gemeinschaft von einst ist zerfallen, alle kämpfen ihren eigenen Kampf, kämpfen ums Geld, ums Überleben. Früher war alles besser, denkt Otti, amüsiert über sich selbst, aber ja, in diesem Fall ist es richtig, man hat mehr zusammengehalten und sich geholfen, heute steht jeder allein. Nicht ganz allein indes. Sie existieren noch, kleine Zellen, rebellische Einheiten, aufmüpfige Dorfgemeinschaften im Herzen des Imperiums, und Otti ist Teil einer solchen, hat immer in den Reihen der Widerständigen gestanden, nie in denen der Herrschenden, einmal Untergrund, immer Untergrund, und nie höher.

Auch jetzt ist er auf dem Weg zu einem konspirativen Treffen, wie er es nennt, dabei geht es nur um eine Zeitschrift, mal wieder eine Zeitschrift, die gegründet werden muss. Es gibt keinen Anlass, es gibt kein Ziel, schon gar kein ökonomisches, es gibt nur die Notwendigkeit, und die ist für Wieland Grund genug, ist für Pielenbrock Grund genug, für Jensen, für Kruse, für Vohl und die anderen.

Seit es möglich ist, Zeitungen zu drucken, nicht nur Samisdat, sondern wirkliche Auflagen, die offen vertrieben werden, in denen man sagen kann, was man will – das immerhin ein Vorteil des neuen Systems – seit das möglich ist, hat Wieland sich an zahlreichen Projekten beteiligt. Ohne groß nach dem Warum zu fragen, das ist nicht nötig, letztlich liegen die Ursachen auf der Hand, man muss nur mit offenen

Augen durch die Welt gehen, und das tut er, auch wenn sein Radius minimal ist, was er sieht, reicht ihm völlig aus.

Die Kneipe gerät in Sicht, die anderen werden bereits an ihrem runden Tisch hocken, weil sie jeden Tag dort verbringen. Die Kneipe wirkt als ruhender Pol im abendlichen Verkehrslärm, ein sicherer Hafen, in den Otti Wieland einlaufen und alle Fremdheit abstreifen wird, die ihm auf der Straße als Schutz unerlässlich ist, und dann wird er zu etwas kommen, was man sein Wesen, seine Eigenart nennen könnte, wenn es so etwas tatsächlich gäbe, aber das bezweifelt er stark. Wir sind gemacht, meint er, nicht nur von der Gesellschaft, sondern auch von den Erwartungen der Anderen, niemals, nicht einmal, wenn wir ganz mit uns allein sind, auf der Toilette, im Bett, lassen sie uns los. Immer sind sie da und wohnen uns bei, Stimmen von heute, Stimmen von früher: Sozialkontext, Jugend, Erziehung, all die Stempel, die unsere Entwicklung uns aufgedrückt hat.

Auf der Straße fährt Donata vorbei, auf einem Fahrrad mit Kindersitz, und in dem Kindersitz Jonathan, Otti sieht Donata, aber er ruft nicht, lässt sie fahren, mit ihr zu sprechen, wäre ein Fehler.

Verdammtes Arschloch, denkt sie, was glaubst du, was das hier für ein Viertel ist? Das ist ein Menschengviertel, ein Kinderviertel, verkehrsberuhigt und nicht der Nürburgring. Meinst du, dass du hier fahren kannst wie ein gottverdammtes Arschloch? »Siehst du nicht«, ruft sie, »dass ich ein Kind auf dem Rücksitz habe?«

Das Arschloch im BMW nimmt keine Notiz von Donatas Flüchen und ihrem gestreckten Mittelfinger, sondern tritt das Gaspedal durch und jaulend jagt der Wagen davon, prasselndes Donnerwetter der Reifen über Kopfsteine, rein in die Sredzkistraße, und Donata gibt sich wohligen Fantasien hin, dass er dort in eine Zeitfalte gerate, die Straße tue sich auf, der BMW plumpse hinein und lande direkt in der Hölle, heiße Flammen mit leckenden Zungen, der Fahrer verkohlt in seinem

Bonzengefähr, nur eine seltsam geschrumpfte schwarze Lederleiche bleibt auf dem Sitz zurück.

»Mama, Eis!«, sagt Jonathan in diesem Augenblick, er sagt es gebieterisch, in diesem Ton, der keinen Widerspruch duldet, vielmehr sofortige Bedürfnisbefriedigung erforderlich macht. Andernfalls folgt Weinen und Quengeln, minutenlang, stundenlang, etwas, das Donata jetzt unmöglich brauchen kann, nach diesem anstrengenden Arbeitstag, und an einem Eis ist noch niemand gestorben, obgleich der Abend schon anbricht und der Junge eher etwas Vernünftiges essen müsste. Verbote beschert uns die Welt schon genug, findet Donata, mein Junge soll frei aufwachsen, so wenig Frust wie möglich, und dass er seine Wünsche bereits jetzt so deutlich artikuliert, mit zweieinhalb Jahren, das ist gut, das verrät einen starken Willen, nicht zuletzt ist es ein Zeichen von hoher Intelligenz.

Sie lehnt das Rad an die Häuserwand, es wackelt, fällt aber nicht um, fast wäre es umgefallen. Donata hat es schon umfallen sehen, aber sie hätte es auffangen können, sie ist immer wachsam, man muss die Gefahren ahnen, sehen, was passiert, passieren könnte, sie schnallt Jonathan los. Hebt ihn aus dem Sitz und schwingt ihn schnell über den Sattel, trotzdem gibt es diesen Stich im unteren Rückenbereich, das hat man davon, wenn man keine junge Mutter ist, sondern eine Mutter im fortgeschrittenen, im besten Alter, sie stellt Jonathan auf die Füße und schließt das Rad ab. Beäugt den Jungen dabei aufmerksam, nicht dass er auf die Straße rennt, aber Jonathan denkt gar nicht daran, sondern widmet sich einem lila-farbigem Kaugummi, der auf dem Pflaster klebt, bückt sich, macht Anstalten, daran rumzuknibbeln, Donata stöhnt auf: »Jonathan, nein, fass das bitte nicht an!« Sie merkt selbst, wie ihre Stimme kippt, schrill, doch sie findet das absolut eklig, auch wenn er ein Kind ist und das nicht wissen kann, sie zieht ihn weg, nimmt ihn an der Hand und stemmt die Eingangstür zur »Glacerie« auf, in der sie wirklich gutes Eis anbieten, allerdings schweineteuer. Der Laden ist mit klar konturierten Paneelen verkleidet

in Mint- und Pastelltönen. Viele Leute warten, der Verkäufer operiert nach dem Prinzip, dass gute Dinge Weile haben wollen, sicher ist er aus Schwaben, angesichts dieser Gemütlichkeit, Donata wird unruhig, kann aber mit Jonathan unmöglich hier ohne ein Eis raus.

Nachdem sie endlich an der Reihe gekommen ist, dem Jungen halbwegs seine Vorlieben entlockt, sich selbst auch ein Eis geordert und gezahlt hat und wieder vor die Tür tritt, lässt Jonathan sein Eis fallen, mitten in den Dreck.

»Nicht schlimm!«, ruft Donata mit etwas zu liebevoller Stimme. »Du musst nicht weinen, sieh hier, du nimmst einfach mein Eis!« Jonathan weint aber doch, da ihr Eis nicht das richtige für ihn ist, er heult wie ein Wolfsjunges, stampft mit dem Fuß auf und wirft Donatas Eis dahin, wo das andere schon liegt.

Nun spürt Donata eine jener seltenen Anwallungen von Hass, Hass auf das Kind, Hass auf die Welt, Hass auf ihren Platz darin, sie muss sehr an sich halten, schreit Jonathan jedoch nur an, dass es nun gut sei, sonst könne er hierbleiben, sie lasse ihn einfach hier stehen und fahre allein nach Hause zurück. Das bewirkt nicht viel, aber Donata schaltet auf Durchzug, lässt die negativen Gedanken einfach weiterziehen, beschäftigt sich stattdessen mit dem Notwendigen, greift Jonathan und hebt ihn hoch, schnallt seinen strampelnden Körper wortlos fest, steigt selbst aufs Rad und fährt los. Zum Glück entdeckt Jonathan einen der Umzugswagen mit den Robben darauf, sie sagt schnell: »Schau mal, die Robben, weißt du noch letzten Monat im Zoo, da haben wir echte Robben gesehen«, und prompt stammelt er: »Robbe, Robbe ...«, vergisst Eis und Weinen.

Beinahe haben sie es geschafft.

Auf Höhe der Synagoge sieht Donata im Vorbeifahren dieses Mädchen, die kommt ihr bekannt vor, das Mädchen jedenfalls läuft die Straße entlang und spricht in ihr Handy, nicht so, als telefoniere sie, sondern eher, als diktiere sie etwas. Was macht die?, denkt Donata. Nur einen Moment lang, denn hier tut jeder irgendwas, kein

Innehalten ist das wert, kein Gedanke darüber, wer hier was macht oder nicht, Donata bremst und erneut startet die ganze Prozedur, Jonathan runternehmen, Tür aufschließen, das Rad in den Flur wuchten, im Auge behalten, ob Jonathan wirklich nachkommt, das Rad in den Hinterhof schieben und abschließen, Donata schaut auf die Armbanduhr, seufzt.

»Liste Rykestraße:

Trattoria Ca' Nova.

Die Synagoge.

Ambiente und Lebensart.

Mode für Andersdenkende.

Geschenke für Leib und Seele.

Gegenüber: Hier wohnte der antifaschistische Widerstandskämpfer Franz Huth, ermordet neunzehnunddreißig.

Surya – Ayurveda Wellness Zentrum.

Ein Hundepflegesalon. Gegenüber die Lampenmanufaktur.

Was ist das? Zimmerpflanzen, nein, Interieur: Rotec.

Antiquariat.

Yard. Eine Kneipe.

Nummer zehn ist das Saunabad. Erste finnische Blockhaussauna am Prenzlauer Berg.

Schon klar. Ein Lampenladen.

Rahmen und Bilder.

Maybach, ein Schicki-Café.

Boutique Dorock. Die Kinderstube.

Leporello, Papeterie.

Seeblick. Tandoor, indische Spezialitäten.

Duana, anatolische Spezialitäten.

Uluru-Ressort.

Kleine Gesellschaft, Kinderladen.

Albrecht. Eine Patisserie mit Edelkuchen.«

Hm, stehe ja schon an der Ecke, Sredzkistraße, nicht gemerkt, versunken ... zu versunken ins Tun, alles schön systematisch, alles komplett erfassen, Verteilung von Geschäftsraum und Wohnraum, Verhältnis der Flächen, so was Demografisches auch. Das ist der Text der Stadt, Oberflächen. Wer weiß. Kann man vielleicht noch was völlig Anderes mit machen. Hörspiel. Oder sogar ein Drehbuch. Vor allem des Ganzen erst mal habhaft werden. Habhaft, das heißt auch handhabbar, eine Basis, auf der man aufbauen kann.

Weiter geradeaus? Nein, zur Danziger runter ist langweilig, reines Wohnviertel, bringt nichts, also linksrum. Halt, zunächst mal kontrollieren, ob das Ding überhaupt aufgenommen hat, das wäre noch schöner ... »Trattoria Ca' Nova. Die Synagoge.« Nee, alles okay, gut verständlich, also weiter:

»Ich biege ein in die Sredzkistraße.

Nummer 56, Extra-Tapete.

Bei Jakob, Schuhe.

Tisch und Tafel, Wohnkultur.«

Telefon. Es brummt wie ein müder, hungriger Bär, gib mir Essen, Honig, Rindfleisch oder Lachs ... wer? Ah, Oksana ... Höchste Zeit ... Wo sie nur ... Dann kann ich ihr endlich davon erzählen. ...

Lynn, was tust du? Na, was ist denn das für 'ne Frage ... Möchte mal lieber wissen, was sie so tut, die ganze Zeit ...

Wo warst du?

Uni. Klausur geschrieben. Endlich vorbei, der horror. Bestimmt vergeigt.

Abwarten.

Und du?

Ich arbeite.

Oho. Du? ;-) ;-)

Traust du mir das nicht zu, oder was? Das ist traurig. Sehr, sehr traurig, eine ernsthafte Beschäftigung erwartet sie von mir also nicht. Ein

starkes Stück. Oh, halt, Vorsicht, der fährt aber schnell. Bisschen nah an der Straße. Dass dem die Scheiben nicht splintern, so wie die klappern auf dem Kopfsteinpflaster, na, sind wohl gut festgeschnallt, trotzdem: geradezu verwunderlich ...

Heute: idee meines lebens.

???

Für die abschlussarbeit. Mal fertig werden.

Ach was.

Schreibe über meinen kiez. Geil, oder?

Ja muss auch fertig werden prof macht druck

Nee, da lass ich mich jetzt nicht unterbrechen, keine Konkurrenz-Story bitte. Jetzt erst mal ich bitte:

Sredzki / ryke. Geschichte, stadtentwicklung

Toll glückwunsch

Freue mich total. War schon beim prof.

Was machen wir? Feiern?

Wo bist du?

Zu hause.

Grüne wiese. Cocktail trinken?

Yep.

SANIERUNGSGEBIET KOLLWITZPLATZ

Durch die Neunte Verordnung über die förmliche Festlegung von Sanierungsgebieten vom 21. September 1993 wurde die Umgebung des Kollwitzplatzes im Absatz 3 des §1 als Sanierungsgebiet ausgewiesen. Diese Fläche wird begrenzt durch die Danzigerstraße (damals: Dimitroffstraße) im Norden, die Torstraße (damals Wilhelm-Pieck-Straße) im Süden, die Schönhauser Allee im Westen und die Prenzlauer Allee im Osten – insgesamt eine Fläche von 60,6 ha mit 482 Grundstücken, 7.040 Wohnungen und 11.412 Einwohnern (Stand 31.12. 2007). Es handelt sich dabei größtenteils um unversehrt